

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Justizrat strich sich mit der feinen, nervösen Hand den weißen Bart. „Nun essen Sie mal erst, Doktor“, mahnte er, „das Essen wird kalt.“ Was ich aber nicht verstehe, ist, daß ein vernünftiges Mädel sich durch einen solchen Burschen so weit bringen läßt, ihrem Leben ein Ende machen zu wollen“, fuhr er nachdenklich fort. „Es paßt nicht zu dem Bilde, das Sie von ihr entwerfen.“

Der Arzt aß in aller Ruhe seinen Teller leer, „Prosit, alter Freund“, sagte er und trank dem Justizrat zu, indem er sich gleich auch gegen Thorstein leicht verneigte.

Die Herren kamen sofort nach.

„Sie haben ganz recht“, nahm er das Gespräch wieder auf, „es paßt auch nicht zu ihr.“

Es kann nur ein Zustand vorliegen und entschuldigen, der den ganzen Körper mit sich führt. Es ist ja unglücklich, was Frau Randow ihrer Tochter zugeht hat. Zu war es die Angst vor der Entlohnung, die nachher recht der Dank, wie die Welt es auffassen würde, wenn die Verlobung gerade in dem Augenblick das muß ja zugehen — den ungünstigen Ausblick gelöst wurde. Keine einzige Minute

hat sie dem Mädel gegönnt haben.“ Er spielte mit seinem Fingerring, in ärgerlichen Erinnerungen verloren. „Schließlich haben ihre Nerven so überreizt, daß man Ellen Randow nicht mehr ihr Tun verantwortlich machen konnte. Das sah denn auch die trübste Frau ein; natürlich, als es zu spät war. Da hätte sie sich in Stille reisen mögen, um wieder gut zu werden. Aber — Sie sehen, die Wirkung war nicht von

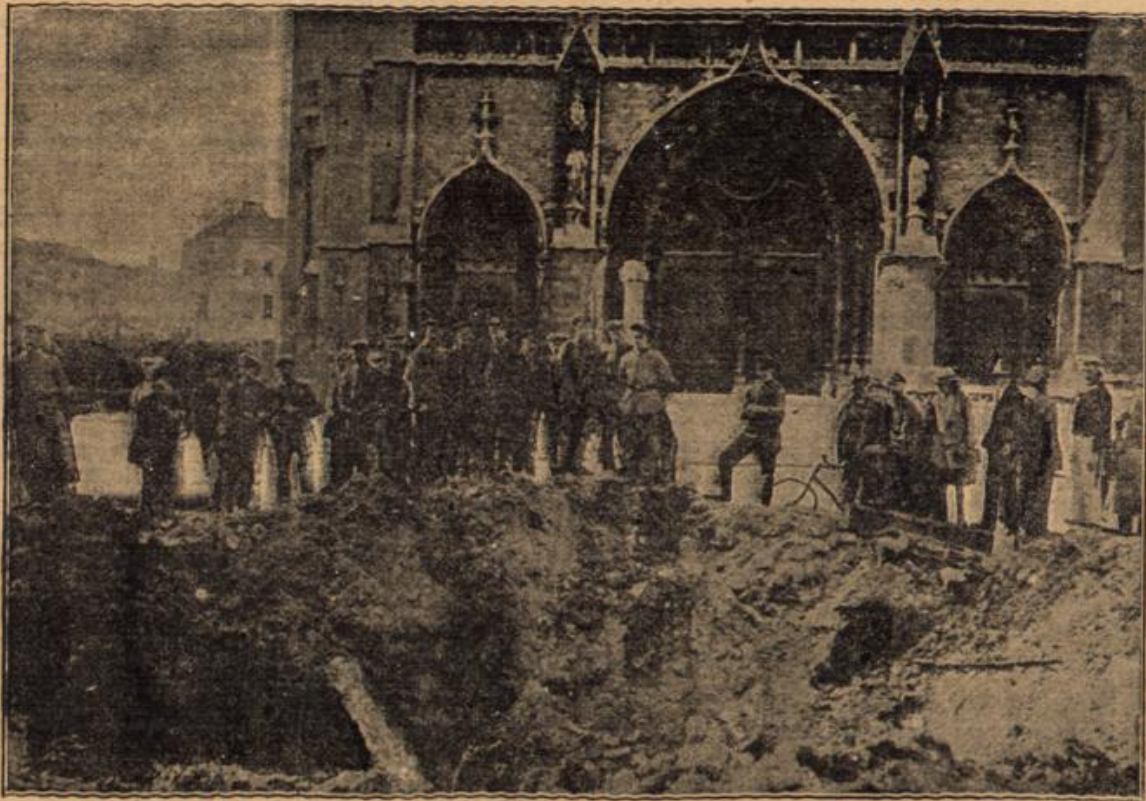
langer Dauer. Anstatt froh zu sein, daß ihr Kind ihr überhaupt erhalten blieb, hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als es auf neue zu verloben.“

Justizrat Goldbeck räusperte sich scharf. Er gab dem aufhorchenden Sanitätsrat durch einen Blick auf Thorstein zu verstehen, daß er sich hüten möge. Der alte Arzt aber war einmal im Zuge. Außerdem war er mit einem fertigen Plan hergekommen, denn es galt Ellen Randows Leben.

Mit einem Rud drehte er sich zu Achim herum. „Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie nicht annehmen, ich hätte als Arzt so aus der Schule geplaudert?“ fragte er und legte seine Hand leicht auf das Knie des jüngeren Mannes, den er durch seine scharfgeschliffenen Brillengläser aufmerksam betrachtete.

Thorstein schüttelte verneinend den Kopf.

„Darüber habe ich, offen gestanden, bis jetzt nicht nachgedacht“, sagte er lächelnd.



Die planvolle Beschickung der Kathedrale von Dünede durch englische Schiffsgeschütze. (Mit Text.)

„Es könnte Ihnen aber später der Gedanke kommen, daß es ein eigentliches Gebaren für einen Arzt sei, die Angelegenheiten seiner Patienten so eingehend zu besprechen“, beharrte Kirchner. „Denn möchte ich auf alle Fälle vorbeugen. Wer weiß,“ scherzte er, „es könnte Sie veranlassen, mir Ihr Vertrauen zu entziehen!“

Das möchte ich nicht auf Spiel setzen bei der großen Konkurrenz. Halt, nein — unterbrach er sich, als der Diener die

gefüllte Bowlenkanne neben die Zigarren auf den Tisch setzen wollte. „Es ist so herrlich draußen, wir könnten im Freien sitzen“, schlug er dem Justizrat vor, der bereitwillig darauf einging.

„Um also auf besagten Damm zurückzukommen“, nahm er das Gespräch wieder auf, als der Umzug auf den Balkon vollzogen war, „ich möchte, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich feststellen, daß ich als Freund

des Hauses und Patenonkel der kleinen Ellen die ganze Tragödie miterlebt habe. Und — er zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe — „vielleicht ist es Ihnen dann mit einem Schlage klar, warum ich bereit war, Ihnen als einem mit bis dahin wildfremden Menschen die ganze Geschichte zu erzählen. Der Herr Justizrat hat mir, als er zufällig hörte, daß ich Hausarzt bei Randows bin, verraten, was er fürchtet, angerichtet zu haben. Ein unverbesserlicher Schwäger“, zuckelte er Goldbed zu.

Die Herren lachten. Es war Thorstein merklich freier ums Herz, daß ihm durch die Offenheit des Arztes die Möglichkeit geboten war, ebenso aufrichtig zu erwidern.

„Ich höre zu meinem Schreden“, sagte er, „daß Fräulein Randow schwer krank sein muß. Ich verstehe nicht viel davon, aber Sie sagen ‚Herzschwäche‘ in einem Tone, daß man daran schon merken kann, daß der Fall nicht ganz einfach ist.“

„Allerdings nicht“, bestätigte Kirchner ernst. „Es geht ums Ganze, lieber Herr. Vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß bis jetzt nicht telephoniert worden ist. Die Schwester hatte Auftrag, war jede Veränderung sofort hither zu melden.“

Thorstein starrte erschrocken vor sich hin. Es schien undenkbar, daß das blühende Mädchen auf dem Tod krank liegen sollte — um ihn. Er überlegte eine Weile, in der die beiden anderen Herren ihn nicht störten. Endlich hob er den Kopf mit entschlossenem Mut. „Wenn ich Sie richtig beurteile“, sagte er unvermittelt, „dann sind Sie mit einer ganz bestimmten Absicht hither gekommen. Sie wollten mich zu etwas veranlassen, nicht wahr? Bitte, sprechen Sie sich offen aus.“

Der Sanitätsrat konnte es nicht lassen: wenn es irgend anging, mußte er sein Späßchen machen. „Der Mann ist gut“, sagte er anerkennend zu dem Hausherrn, „der hat den nötigen Scharfblick für einen Rechtsanwalt. Er macht Ihrer Menschenkenntnis alle Ehre und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Jawohl“, wandte er sich plötzlich wieder dem Jüngeren zu, „ich habe allerdings ganz bestimmte Absichten mit Ihnen. Ich möchte Sie nämlich als Heilmittel benutzen, denn ich glaube, Sie sind das einzige, was der kleinen Ellen helfen wird.“

Achim Thorstein fleg das Blut in die Schläfen. Die Ader, die über der Nasenwurzel die Stirn durchschneidet, schwell hoch an. Er stand auf und lief ein paarmal im Nebenzimmer auf und ab, um seine Erregung zu bekämpfen. Er sollte zu Randows hingehen, ohne daß sie ihn riefen? Was hatte sich denn geändert seit vorgehem? Daß ein bleichsüchliges Mädel Ohnmachtsanfälle bekam, wenn nicht alles nach seinem Willen ging, war doch wohl kein Grund zu so großer Besorgnis. Und Dr. Kirchner war vielleicht ein Schwarzgeher, wie manche Ärzte. Partei war er offenbar. Er konnte Ellen von Kindheit auf und liebte sie zärtlich. Immerhin war es schwer, sich über sein Urteil hinwegzusetzen. Aber — er meinte die spöttische Stimme der Frau Oberechtigungsrat Wimmerberg deutlich zu hören, wie sie zu Mrs. Priessnall sagte: „Das heißt Ellen Randow ganz ähnlich! Sie wußte genau, daß er nicht nach Berlin kommen durfte.“ Der Schwager trat Thorstein auf die Stirne. Mit raschem Entschluß trat er auf den Balkon hinaus.

„Herr Sanitätsrat“, sagte er, „Sie werden mich verachten. Aber ich habe den Glauben verloren. Warum hat mir Herr Randow nicht reines Wein eingeschenkt? Darüber komme ich nicht hinaus.“

Kirchner rief sein Glas so heftig auf den Tisch, daß der Fuß schrak. „Warum? Weil er ein alter Esel ist, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. Und weshalb in der Familie ist die Frau die richtige Eva — sie ist an allem Unglück schuld. Sie wollen also nicht?“ fragte er kurz und stand auf. Er mußte ordentlich an dem hochgewachsenen Rechtsanwalt in die Höhe sehen, und dennoch kam sich dieser ganz klein vor.

„Ich kann nicht, Herr Sanitätsrat“, erwiderte er kleinlaut. „Ich kenne mich zu genau. Ich würde im Leben das Mißtrauen nicht loswerden. Es würde mein ganzes Dasein vergiften. Sie müssen selbst sagen, Herr Randow ist eigentlich nicht der Mann, von dem man erwartet, daß er gehoramt den Rufen seiner Frau nachgibt.“

„Sie wollen also nicht?“ wiederholte der Sanitätsrat schroff. „Wären Sie es nie zu bereuen haben!“ Er wandte sich auf dem Fuß um, machte eine kurze Verbeugung, verabschiedete sich schnell von dem Justizrat und war zur Tür hinaus, ehe Thorstein ein weiteres Wort sagen konnte.

Stumm und bedrückt saßen die Zurückbleibenden zusammen. Der Justizrat füllte die Gläser aufs neue und die Herren zündeten sich frische Zigarren an. Es war ganz dunkel geworden, aus dem Balkon; das elektrische Licht aus dem Nebenzimmer verbreitete nur gerade so viel Licht, daß die Herren ihre Gesichter erkennen konnten.

Nach einer Weile sagte Thorstein aus seinen bitteren und quälenden Gedanken heraus:

„Finden Sie nicht auch, daß die Familie Randow den ersten Schritt tun müßte? Wenn Ellen so krank ist, wie der Sanitätsrat schilbert, müßten sie mich holen, nach meiner Meinung.“

„Ich überblende die Sache nicht völlig. Ich weiß gar nicht, wie weit sie gediehen war.“

Achim Thorstein sagte sich an den Kopf. „Natürlich! Was sollten Sie auch? Ich will Ihnen alles erzählen.“

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Aber der Sanitätsrat wußte doch von mir?“ fragte er mißtrauisch. „Müssen Sie also doch eingeweiht haben?“

Der Justizrat lächelte. „Er weiß nicht viel mehr als ich. Daß Sie anscheinend mit Ellen verlobt wären; und wohl auch, daß Grund zu der Annahme vorlag, ein Zwist mit Ihnen habe die schwere Krankheit des Mädchens verschuldet. Ihren Namen erfährt er rein zufällig. Dadurch kam es, daß er mit mir das Gespräch, weil er weiß, daß Sie mein Teilhaber sind. Vorgehen umgelte ich bei ihm an, da ich ein Gutachten brauchte. Es war so, daß er es persönlich brachte, weil er noch ein paar Worte zu sagen wollte. Während er hier war, wurde von den Randows aus an ihn telephoniert und so kam es, daß er mich fragte, ich ahne, wann Sie zurückkämen. Das tat ich damals noch nicht, er gab mir jedoch einige ganz allgemeine Andeutungen, was zu der Frage veranlaßte. Nach Ihrem heutigen Besuch fiel mir ein, daß es ihm vielleicht ganz angenehm sein könnte, Ihnen bekannt zu werden. Ich mußte aber ein paarmal bei den anstehenden, um meine Einladung vorzubringen, weil er immer unterwegs war.“

Achim hatte aufmerksam zugehört. „Danach wäre es gar nicht ausgeschlossen, daß die Randows noch gar nichts von meinem Hiersein wüßten?“

Der Justizrat hob die Schultern. „Unmöglich wäre es nicht, daß Kirchner nichts sagen wollte, ehe er Sie gesprochen hätte. Er ist sehr vorsichtig.“

„Aber durchaus Partei für Ellen Randow“, lächelte Thorstein mit zuckenden Lippen.

„Nun, das müßten Sie am Ende am besten verstehen können.“ „Ja, das tue ich wahrhaftig. Nur, sehen Sie, ich habe Sie nicht zu nehmen. Wenn ich auch keine Eltern mehr habe — wissen Sie, wie die Thorsteinsippe zusammenhängt. In gewisser Sinne sind sie in Berlin eine Macht. Was hätte meine Frau davon, wenn wir durch sie ganz abseits ständen?“

„Wissen Sie, lieber Freund, so was gibt sich. Das kommt auf die Persönlichkeit an. Sie scheinen mir da doch gar zu bedenklich für einen Liebhaber. Schließlich ist die Frage einfach: Haben Sie Vertrauen zu dem Mädchen oder haben Sie das nicht?“

Thorstein sprang auf. Stürmisch preßte er die Hand seines alten Freundes. „Wahrhaftig, Sie haben recht“, rief er, „glaube, ich bin richtig angefedt von all dem Weiberlatsch.“

Er verabschiedete sich schnell. Er müsse in Ruhe darüber nachdenken, sagte er, denn für Abereilungen sei er nicht mehr so fähig genug. Er wolle einen tüchtigen Ratich machen, da kämen ihm immer die besten Gedanken. Kopfschüttelnd sah ihm der Justizrat nach. Wo konnte er jetzt noch hinwollen? Es war fast Mitternacht. Mit dem Lächeln des Weisen, der die Stürme der Jugend hinter sich hat, sann er der Geschichte nach. Witten in seine Gedanken hinein schallte das Telephon. Sanitätsrat Kirchner sprach lang'e stürmisch nach Achim Thorstein. Er weiterte zornig, hörte, daß er schon vor einer Weile gegangen sei. „Versuchen Sie es doch, ihn heute noch zu erreichen“, bat er Goldbed. „Ich kann nicht am Telephon bleiben, ich muß wieder zu der Kranken. Er soll unverzüglich zu seiner Braut kommen, wenn er es lebenslang bereuen möchte.“

„So ist Fräulein Randow noch immer in Gefahr?“ „Noch ein Anfall, wie vorhin, dann stirbt sie mir unter den Händen.“

Der Justizrat ließ sich sofort mit Thorstein verbinden. Wie er gesürchtet hatte, es kam keine Antwort. Er war offenbar noch nicht zu Hause. Von einer halben Stunde zur andern wiederholte er seinen Versuch, immer vergeblich.

Achim war aus dem Hause des Justizrates gestürzt, wie er verfolgt würde. Er legte sich keine Rechenschaft ab, was vorhabe, ja er bildete sich ein, in der Tat nichts vorzunehmen. Dennoch besann er sich keinen Augenblick über den Weg, den einschlagen wollte, sondern schritt rüftig darauf los.

Es war eine warme Sommernacht. Der Himmel wölbte von keinem fremdblichen Mondstrahl erhellt, in dunkler, stimmungsvoller Pracht über der Erde. Je weiter Thorstein dorthin, desto mehr ließ er das ruheloße Treiben der Großstadt sich hinter sich. Zuletzt lag es nur noch in einem dumpfen Brausen zu hören. Hier draußen in dem fremdblichen Villenviertel lag fast alle Häuser schon im Dunkeln. Auch die Straßenbeleuchtung wurde spärlicher, zuletzt brannten nur noch die Lichter an

Eine Villa, in der fast die ganze Front erleuchtet war, schimmerte schon von weitem durch die nächtliche Dunkelheit. Auf dem Thorstein, der nie hier draußen gewesen war, zu, in einer bestimmten Abnung, daß sie das Ziel sei, zu dem er halb umgibt strebte. An einer Straßenkreuzung stellte er den Namen. Wichtig! Das helle Haus war Ellen Randows Elternhaus. Der junge Rechtsanwalt verlangte seinen Schritt. Jetzt fing er an, den Gedanken zu erwägen: Was wollte er hier? Konnte doch nicht zu nachtschlafender Zeit in ein Haus dringen, eine Schwerkrante bang! Unschlüssig wanderte er auf und ab. Oben hinter den Gardinen sah man Schatten sich hin- und bewegen — das erweckte den Anschein von Unruhe. Ellen vielleicht kränker geworden — wer weiß — möglicherweise — Randow mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. Es zog und riß seinem Herzen. Die Vorstellung, ihr so nahe zu sein, hatte das Beruhigendes und zugleich Duldendes: Wenn er hier Warten versäumte, die eine Ewigkeit nicht zurückzurufen vermochte! In seinem langsamen Auf- und Abgehen war er wieder fast der Haustür angelangt, als diese von innen geöffnet wurde. Vorsteine faßte den Herausretirenden fest ins Auge. „Gerhard!“ rief er erfreut und war mit großen Schritten bei ihm. „Achim — dich schickt der Himmel! Seit zwei Stunden setzen alle Gehebel in Bewegung, um deiner habhaft zu werden! der Justizrat.“

„Nein. Mich zog es her. Was macht Ellen?“

Gerhard Randow zögerte. „Sie ist sehr schwer krank“, sagte traurig. „Der Sanitätsrat fürchtet, sie werde die Nacht nicht erleben. Deshalb wollten wir so gerne —“

„Mensch, so laß mich doch endlich ein“, rief Achim heißer. Wenige Augenblicke später stand er an Ellens Lager. Der hatte eine Vorbereitung der Kranken nicht für nötig befunden. „Wir können ruhig alles auf die eine Karte setzen“, sagte er. „Wenn die Freude nicht hilft, hilft nichts mehr.“ Leise zog er die Hand hinter sich zu. Die Verlobten waren allein.

„Ellen“, flüsterte Achim erschüttert, „laßst du mir vergeben?“

„Ich — dir?“ hauchte die Kranke, „was hätte ich dir zu vergeben? Aber du — verzeih mir, daß ich dir verschwiegen — Vater dir erklären —“

„Nichts mehr davon, mein Liebling. Werde mir nur gesund, andere ist alles gleichgültig.“ Er neigte sich auf ihre bleichen Lippen und küßte sie voll tiefer Zärtlichkeit. Sie umfaßte seinen Kopf und sah ihm in die Augen, die sie so sehr geliebt hatte. „Nun sterbe ich gern“, sagte sie träumerisch, „ist es nicht süß, denken, daß alle Not ein Ende haben wird? Nur dich wollte ich noch sehen, dir sagen dürfen, daß ich nicht schlecht bin, wie die Menschen sagen und dich bitten können, ihnen nicht zu glauben.“ Seine Augen wurden feucht. Ihm war zumeist, als ob ihm das Herz umgedreht würde. Er sank an ihrem Lager auf die Knie und flüsterte, ihre Hand immer in den seinen: „Ellen, an dir habe ich Ernst nie gezweifelt, vielleicht tröstet es dich, das zu wissen.“ Ein seliges Lächeln verklärte ihr schmales Gesichtchen. „O mein Liebling, das Wort macht mich glücklich!“

Er küßte sie sanft und leise und bat: „Schlafe, Ellen, ich bleibe dir. Du mußt gesund werden, Liebling, hörst du?“

Sie lächelte leise. Das war sein herrlicher Ton, den sie über alles liebte. „Ich will mir Mühe geben, mein hoher Herr!“

Die Erinnerung an ihr heiteres Spiel in dem alten Tunnel der Regenstraße ließ aufs neue seine dunkeln Augen leuchten. „Nun, was war in der kurzen Zeit aus ihr geworden?“

„Sie geht es mir, wie dir damals“, sagte er in tiefer Bewunderung, „und ich schäme mich nicht einmal!“

Sie vergaß zu antworten. Vor ihrem geistigen Auge stieg der köstliche Tag herauf, an dem sie zuerst seine Liebe gefühlt hatte. Ein Abglanz tiefen Glückes breitete sich langsam über ihre gequälerten Züge. Sie lag ganz still, seine Hand fest zwischen beiden. Nach einer Weile sah er, daß sie schlief. Mit unendlicher Rührung ruhten seine Augen auf dem geliebten Mädchen. Sein Herz schwoll in dem Gedanken, daß sie so sehr um ihn geküßt hatte und zugleich bewachte er jeden Atemzug, ob es nicht die letzte wäre.

So verging eine geraume Zeit. Unmerklich hatten Ellens bleiche Wangen sich ein wenig gerötet, ihr Aussehen hatte das Bedrückende Geisterhafte verloren.

Leise kam der Sanitätsrat in das Zimmer geschlichen. Er setzte sich über die Kranke, prüfte den Puls und flüsterte endlich gespannt jede seiner Wienen verfolgenden Achim ins Ohr: „Wenn nicht alles trägt, kriegen wir sie über den Berg!“

Ein freudiges Aufleuchten seiner ersten Augen war der Dank. „Heißer Dank gegen Gott durchströmte seine Brust. Jeder der Gedanken wurde zum Gelächter: Mit jedem Atemzug wollte er gutmachen, was die Welt an Ellen gesündigt hatte!

Plus Liebe.

Stizze von Paul Blü. (Nachdruck verboten.)

Als Ellen ihre letzte Besorgung gemacht hatte, schlug es acht. Jetzt bekam sie einen ernsthaften Schreck, denn sie hatte beinahe noch eine halbe Stunde zu Tante's Wohnung.

Also schnell auf die Elektrische!

Nachlich! Wie gewöhnlich kein Platz!

Ach, dies Berlin! Sie seufzte leicht auf.

Wie anders daheim in ihrem stillen Städtchen — dort ging alles ruhig und behaglich seinen gewohnten Weg, dort wußte man noch nichts von Nervosität und von Neurasthenie — und wie all die anderen Modestrankeiten hießen.

Aber schön war's eigentlich doch auch in Berlin! Das gestand sie sich selber. So unterzutauchen in dem Treiben der Großstadt und sich von den Wogen des Verkehrs tragen zu lassen, — wirklich, das war auch mal recht interessant, — natürlich nur eine Zeilang, so auf Besuch ein paar Wochen, und von all dem Interessanten mal ein wenig nippen, — dann aber wieder nach Hause in ihr traulich's Städtchen, wo man das Leben noch nicht mit der Uhr in der Hand lebte.

So war sie hurrig weitergegangen. Noch zweimal hatte sie den Versuch gemacht, eine Elektrische zu erreichen, doch beides Male vergeblich, — alle Plätze waren besetzt.

Da gab sie es auf und ging zu Fuß.

Wie belebt die Straßen noch waren! Nicht genug konnte sie sich darüber wundern. Erst beim Lampenlicht begann doch das richtige Berliner Leben! Ihr eilender Schritt führte sie vorbei an hellerleuchteten Theatern, Kinos und Konzertkassens, und überall drängte und schob sich das Publikum. Wirklich, hier merkte man nicht's vom Krieg!

Und plötzlich kam es wie ein leichtes Trauern über sie. Wie wenig hatte sie bisher von all den Sehenswürdigkeiten Berlins kennen gelernt! Fast drei Wochen war sie nun schon hier und kaum dreimal hatte das Tantechen sie ein wenig spazieren geführt. Von all den angepriesenen Herrlichkeiten kannte sie so gut wie nichts.

Und deshalb war sie doch wirklich nicht nach Berlin gekommen!

Wenn sie ganz ehrlich sein sollte — sie hatte doch eigentlich recht andere Ideen gehabt! Nicht allein, daß sie etwas sehen wollte von dem schönen Berlin, — nein, ganz im geheimen hatte sie sogar gehofft, ein bißchen was fürs Herz und für die Zukunft zu finden, — denn daheim in ihrem stillen Städtchen war es mit den Heiratsaussichten doch eigentlich recht knapp bestellt, noch dazu jetzt, wo die meisten Männer im Krieg waren.

Und diese Hoffnung schien sich ihr nun gar nicht erfüllen zu wollen — nicht einen ernst zu nehmenden jungen Mann hatte sie kennen gelernt. Das heißt: einen doch wohl. Zwar war es bis jetzt nur eine sehr oberflächliche Bekanntschaft gewesen, aber als sie an diesen stattlichen jungen Feldgrauen, den Sohn der Nachbarn, dachte, da bekam sie doch ein ganz reges Herzklopfen —

Eilig ging sie weiter. Jetzt war sie in eine der stilleren Straßen eingebogen. Plötzlich hörte sie schnelle Männer Schritte hinter sich. Erschrocken wandte sie den Kopf ein wenig. Ein Soldat kam hinter ihr her. Die Straße war fast menschenleer. Angstvoll sah sie geradeaus. Dann beschleunigte sie ihre Schritte noch mehr.

Doch immer blieben die anderen Schritte in nicht allzu großer Entfernung hinter ihr.

Jetzt bekam sie doch wirklich Angst und machte sich Vorwürfe, daß sie mit ihren Besorgungen nicht früher fertig geworden war — und noch schneller ging sie, fast lief sie schon.

Aber die Schritte blieben unausgesetzt hinter ihr.

Fast wütend wurde sie jetzt. Was wollte denn dieser Mensch von ihr!? Eigentlich tat es ihr ja leid, denn sie war eine gute Patriotin und schwärmte für die braven Soldaten. Aber so auf der Straße einer Dame nachzurrennen, nein, das war ihr denn doch zu stark. Sie war empört über diese Dreistigkeit.

Und jetzt schlug sie fast Lauffschritt an, bis sie das Haus, in dem Tantechen wohnte, erreicht hatte.

Endlich, endlich daheim! Ruck hinein. Geräuschvoll schlug sie die Türe zu, und nun so schnell wie möglich die Treppen hinauf.

Plötzlich aber, nun sie sich sicher wußte, mußte sie doch ein wenig lächeln über dies Erlebnis; und jetzt schämte sie sich redlich über ihre dumme Angst. — Wenn sie sich wenigstens einmal recht ordentlich angesehen hätte! Denn gar zu gern wüßte sie doch, wie er eigentlich aussah, dieser breite Feldgrau — Schade, wirklich schade! Weshalb war sie auch so ein Angsthasen!

Sie hatte jetzt die Wohnung der Tante erreicht. Ruck drückte sie auf den Glockenkopf und wartete. Da niemand öffnete, klingelte sie noch einmal. Vergebens, es kam auch jetzt niemand, der sie einließ. Auch das drittemal, als sie Sturm läutete, was es erfolglos. — Nun bekam sie aber doch wieder Angst.



Die Konomenehelente Oberrieder aus Hohnschäftlarn mit ihren neun im Felde stehenden Söhnen. Berliner Ill.-Ges. m. b. H.

Die Tante war also fortgegangen. Wer weiß, wie lange sie auch auf dem Korridor sitzen und warten konnte.

Während sie noch über irgendeinen Ausweg nachdachte, hörte sie, wie jemand die Treppe heraufkam.

Und wieder packte sie die Angst. Kaum wagte sie aufzusehen. Doch ganz plötzlich tauchte da unten, eine Treppe tiefer, der Geldgrube auf. Das war doch wirklich beispiellos dreist!

Eben wollte sie schon wieder ausreißen, da vertrat er ihr den Weg mit einem höflichen Grusse.

Und jetzt sah sie erst ordentlich auf, und nun erkannte sie den jungen Mann, an den sie noch vor einer Viertelstunde so äußerst lebhaft hatte denken müssen, eben jenen Nachbar aus der neben-

liegenden Wohnung, den jungen Verwundeten, der sich jetzt hier zu einer Nachkur aufhielt.

Nun atmete sie doch ein wenig erleichtert auf.

Lächelnd grüßte er noch mal, und leicht erröthend dankte sie.



Aufstieg eines deutschen Hesselballons, da dessen Korb eine Strohpuppe gestellt wurde, um feindliche Stieger zu täuschen.

„Sie hatten es ja furchtbar eilig. Durch drei Straßen schon bin ich Ihnen stemelos nachgelaufen.“

„Sie waren das?“ Erstaunt sah sie ihn an.

Er nickte heiter. „Ich wollte Ihnen meine Begleitung anbieten.“

Jetzt wurde sie rot vor Scham und wußte nichts zu sagen.

„Na, und nun können Sie nicht mal hinein, wie ich sehe!“

Ganz zaghaft erwiderte sie: „Die Tante wird sicherlich sehr bald zurück-

kommen, — sie weiß ja, daß ich keinen Schlaf mitgenommen habe.“

Wieder nickte er schmunzelnd: „Sehr gerne würde ich Sie ja so lange zu uns nach drüben bitten, leider aber ist auch bei uns niemand zu Hause.“

Schnell antwortete sie: „O nein, danke sehr. Ich warte lieber hier!“

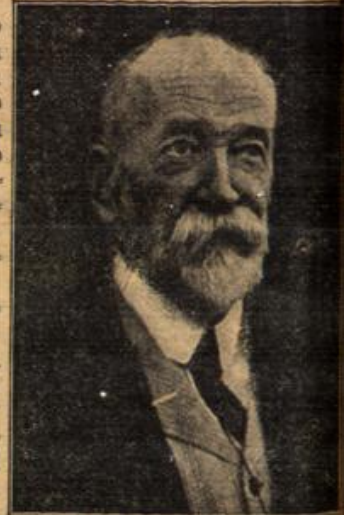
Plötzlich schlug es neun. Mit einem Ruck war das Gas aus, so daß beide im Dunkeln standen.

Kallos und angstvoll drückte sie sich in ihre Ecke. Er aber bekam nun erst recht gute Laune.

Humor sagte er: „Wenn ich nur einen Schlüssel hätte, dann könnte ich wenigstens von uns die Lampe herausholen. Oder hätte ich nur meine Taschenlampe noch! — Leider liegt die in den polnischen Sümpfen!“

Sie sagte gar nichts; vor Angst wagte sie kaum zu atmen.

Als er sie so zaghaft dastehen sah, tat sie ihm doch leid; deshalb griff er schnell in die Tasche und zog eine Schachtel Wachstreichholz hervor; in nächsten Augen-



Professor Dr. August v. Froriep. (Mit Text.)

blick war es hell.

„Na, bin ich nicht ein tüchtiger Kerl?“ rief er fröhlich.

Auch sie mußte jetzt lächeln. „Wie drollig unsere Lage ist. Er etwas habe ich noch nie erlebt.“

„Also erleben Sie doch wenigstens auch mal etwas hier!“

— Denn bisher lebten Sie ja wie eine Einsiedlerin.“

„Keine Tante ist eben sehr streng“, antwortete sie.

„Aber Sie kamen doch nicht hierher, um hier zu versauern.“

Lächelnd und erröthend schwieg sie.

Er aber fuhr fort: „Nun ja! Ich bin nun bald vier Wochen hier, und in all der Zeit sind Sie doch kaum hinausgekommen.“

„Ja, ja, ich habe wohl darauf geachtet! Wie im Kloster leben Sie.“

„Na, hören Sie! Wir gehen aber doch auch aus!“

„Aber immer mit der Frau Tante!“

„Ich kann doch nicht allein ausgehen!“

„Sollen Sie ja auch gar nicht! Aber es gibt auch noch andere“



Das erste österreichische auf dem Monfranzberge; bei Reichenberg kürzlich eröffnete Krematorium. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Begleitung — zum Beispiel: mich! — Sie lächeln? Würden Sie
 mal mit mir in irgendein Theater oder Konzert gehen?“
 Beiht erröthend sah sie ihn an und antwortete: „O ja, ganz
 gern — wenn Tante mitkame!“
 „Natürlich! Immer die Tante!“ rief er. „Wir Feldgrauen
 haben doch nicht! Hätten Sie mal sehen sollen, wie gut wir uns
 mit unseren Quartiergebern in England vertragen haben!“

Schon hatte er eine andere Kerze angezündet, und heiter
 erwiderte er: „O, Ihrewegen tu ich das ganz gern.“
 Ein wenig schelmisch sah sie ihn an, tat dann aber ganz er-
 staunt: „Sie kennen mich doch eigentlich noch gar nicht.“
 „So? Meinen Sie? Haben Sie denn in der That noch nicht ge-
 merkt, daß ich mich für Sie interessiere, solange Sie schon hier sind?“
 Ganz leise erwiderte sie: „O, gemerkt hab' ich's schon.“



In die Welt hinaus! Nach dem Gemälde von W. Häuber. (Mit Text.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„So meinte ich es auch gar nicht!“ warf sie schüchtern ein.
 Da lachte er wieder: „Ja weshalb liefen Sie denn heute
 mir so eilig davon?“
 „Aber ich erkannte Sie doch gar nicht.“
 „Blödsinn! Ich schrie er leicht auf, denn die Kerze war herunterge-
 rannt, und sein Finger schmerzte.“
 „Bedauernd sagte sie: „O, das tut mir leid! Jetzt haben Sie
 ich meinetwegen noch gar den Finger verbrannt.“

Da fuhr er fröhlich auf: „Ja, weshalb aber haben Sie es
 mich dann nicht auch einmal merken lassen?“
 „Die Tante hat mich gewarnt, — nicht vor Ihnen — im allge-
 meinen, — die Männer schielen doch alle nur nach der Mitgift!“
 „Bitte, schiele ich etwa!? Sehen Sie mich nur genau an!“
 Sie mußte lachen, wurde aber gleich wieder ernst und sagte:
 „Es stimmt doch, die meisten heiraten doch nur des Geldes wegen.
 Und dafür danke ich. Lieber bleibe ich ledig.“

Seiter rief er: „Mit anderen Worten — Sie haben doch also auch ‚Geld‘ — oder was man so eine gute Mägist nennt!“

„Boher wissen Sie denn das?“

„Nun, Sie selbst haben es ja eben verraten!“

„Ach so“, lachte sie.

Jetzt lachte auch er, derb und ehrlich: „Selbstverständlich würde ich nie ein Mädchen heiraten, das ich nicht sehr gern habe, — aber na, ein bißel Geld muß sie eben doch auch haben! — So sind wir praktischen Männer nun doch mal.“

Sie mußte unwillkürlich wieder lächeln, denn aus seinen Worten sprach, trotz aller Keckheit, doch eine echte Treuherzigkeit. Dann sagte sie scheinbar leichtsin: „Aber weshalb erzählen Sie mir denn das alles eigentlich?“

„Mein Gott, eben weil ich Sie schon lange lieb habe!“

Sie wurde plötzlich purpurrot, und das Herz schlug ihr so laut, daß sie kaum atmen konnte.

„Hoffentlich glauben Sie mir diesmal nun doch wenigstens!“ sagte er fröhlich.

Da bekam sie ihre gute Laune auch wieder, und schnell rief sie: „Und das sagen Sie mir hier auf dem dunklen Treppenhof?“

„Wo sollte ich es Ihnen denn sonst auch sagen!? Die Tante bewacht Sie ja wie ein . . .“ — Weiter kam er nicht, denn wieder hatte die erlöschende Kerze ihm die Finger verbrannt.

Jetzt lachte sie laut und sagte: „Sehen Sie, das war die Strafe!“

Aber schon brannte eine neue Kerze. Und dann fragte er schelmisch: „Na, was sagen Sie denn nun eigentlich zu meinem etwas sonderbaren Antrag?“

Sie schwieg und lächelte versonnen.

Da bat er jetzt: „Fräulein Else, was sagen Sie mir denn nun?“

„Vorerst gar nichts! So was will doch überlegt sein.“

„Natürlich! Ich dränge Sie ja auch nicht. — nur möchte ich gern mal wissen, ob ich Ihnen nicht zu sehr mißfalle!“

Sie blickte ihn lächelnd an und meinte: „Nun, ein Scheusal sind Sie ja gerade nicht!“

„Also darf ich mir dann wohl auch ein klein wenig Hoffnung machen, wie?“

„Ich sage nicht ja — aber auch nicht nein. Immer Geduld!“

Fröhlich nickte er: „Geduld ist gut! Nun, daß wir Feldgrauen ungeduldig sind, das kann doch, weiß Gott, gewiß keiner sagen! — Also gut. Warten wir nun erst mal ab, bis der Krieg zu Ende ist, dann können wir ja über die Hochzeit reden.“

„Gleich Hochzeit?“ lachte sie.

Und er ganz ernst: „Nun ja, wenn man verlobt ist, kann man doch an die Hochzeit denken.“

„Das muß man sagen: Sie gehen schnell aufs Ziel!“

„Ja, mit Halbherzen gibt sich ein echter Kriegermann auch nicht ab!“

„Nun also, lassen wir die Sache vorerst mal ruhen,“ — lächelnd nickte sie ihm zu — „Hauptsache ist mir jetzt doch, daß ich erst zu meiner Tante komme.“

„Richtig! Ja! Die Frau Tante!“ rief er mit schelmischem Lächeln — „wir haben sie tatsächlich ganz aus den Augen verloren, fast hätte ich vergessen . . .“

„Vergessen? Was denn?“ Ganz erstaunt sah sie ihn an.

Er aber bat, verschämt lächelnd: „Ich bitte, reichen Sie mir jetzt nur ganz vertrauensvoll Ihren Arm, — ich führe Sie sofort zu Ihrer Frau Tante!“

Jetzt war sie fast starr. „Sie wissen, wo meine Tante ist?“

Mit einem heiteren Nicken erwiderte er: „Ja, ich weiß es! Ihre Frau Tante ist zu Bergmanns gerufen worden, und bevor sie ging, hat sie bei uns drüben den Bescheid gelassen, daß Sie ihr nachkommen und sie abholen möchten.“

„Und das alles sagen Sie mir erst jetzt?“ rief sie erzürnt.

Doch er blieb gut gewappnet: „Wie sollte ich es Ihnen denn sagen? Durch drei Straßen lief ich Ihnen nach, um die Bestellung auszurichten; aber Sie ließen sich ja nicht einholen!“

Sie wollte lächeln, doch die Empörung stieg wieder auf, und erregt fuhr sie fort: „Und hier im Dunkeln lassen Sie mich auch noch warten?“

Da hob er flehend die Hände: „Bitte, bitte, nicht böse sein! Es geschah doch nur aus Liebe! — Seien Sie gerecht! — Was sollte ich tun, um mich Ihnen zu nähern? Jede andere Möglichkeit war ja ausgeschossen! Seit acht Tagen passe ich wie ein Schießhund auf, Sie mal allein sprechen zu können — alles vergeblich! Da bietet sich mir endlich diese Gelegenheit, und jetzt sollte ich Sie nicht nützen? — ja, dann müßte ich ja kein verliebter junger Kriegermann sein!“

Sie stand da und wußte nicht, was sie sagen sollte. Gewiß, sie war böse, daß er sie so hingehalten hatte. Aber ernsthaft zürnen, — nein, das konnte sie doch auch nicht.

Da bat er noch einmal zart und höflich: „Fräulein Else, gönnen Sie mir doch noch! Sehen Sie, ich komme aus dem Felde. Da

draußen kann man es beinahe wirklich verlieren, wie man in hübschen, jungen Mädchen umgehen muß! — Es war doch nicht böse gemeint! — Na, nun geben Sie mir Ihr kleines Paßbüchchen und dann verspreche ich Ihnen — auf Ehrenwort! — auch nicht eher wieder ein Wort von der ganzen Geschichte zu reden, bis Sie selbst davon anfangen werden.“

Jetzt lächelte sie wieder, und dann gab sie ihm mutig die Hand hin, die er schnell und innig faßte.

„Aber nun möchte ich doch wirklich erst zu meiner Tante rief sie dann fröhlich.“

„Sie brauchen nur zu befehlen!“ antwortete er schnell.

Im Augenblick erlosch die Kerze. „So, das war meine letzte“

„Ich danke schön!“

Beide lachten hell auf.

„Also jetzt werden Sie mir doch wohl Ihren Arm geben“, bat er dann.

Was blieb ihr übrig, wenn sie im Dunkeln nicht die Treppe hinunterfallen wollte.

Und als er ihren Arm hatte, da zog er ihn zart und vorsichtig an sich und führte sie geschickt und sicher die Treppe hinunter.

Doch als er Abschied nahm, sah er sie noch einmal fragen und bittend an.

Und da sagte sie herzlich: „Morgen also auf Wiedersehen!“

Und nun erhaschte er schnell nochmals ihre Hand und küßte sie heiß und innig.

Dann ging er glücklich davon.

Und ebenso glücklich ging sie zu der Frau Tante hinauf.

Der Traum vom Glücksland.

Novellistische Studie von Hanns Thar. (Nachdruck aus dem

Es gibt ein großes Rätsel in der Welt. Das Rätsel von der Liebe! Der eine Mensch ist, wohin er auch kommt, geschätzt und beliebt, ein angenehmer, lebenswürdiger Gesellschafter, der sich überall Herzen (ich denke nicht nur an jugendliche Mädchenherzen), Zuneigung und Vertrauen im Sturme zu erobern weiß, der andere dagegen kämpft und müht sich, um sich Anerkennung, Zuneigung und Liebe den Menschen abzurufen und gerade ihm wird dieser köstliche Schatz vorenthalten; überall ist er einsam und verlassen, der liebe, gemüthliche, „allerliebste“ Hanselmann, der immer nur genedt und mit schielenden Worten gehänselt wird. Und gerade aus solchen Vergebens-nach-Liebe-Juchenden entfeuert oft die selbstquälerischen, menschenfeindlichen Pessimisten, die welschen in die Einsamkeit fliehen, um sich hier, weit fort von „den schlechten Menschen“, glücklich zu fühlen — für kurze, schnell vorübergehende Stunden.

Die scheidende Sonne mit ihrem so milde dahinflutenden Lichte bringt diesen Zwigeinsamen wieder Zufriedenheit und Frieden in ihr wundres Herz. Das Rauschen und Flüstern der Bäume im Abendwinde, mit seiner sanft sich wiegenden Melodie wird ihnen zum Ruhelied, das sie leise einflüstert in den seligen Traum des Glücks. Noch hört der seltsame Glücksjücker leise und verhallend das (letzte) Singen der Vögel, dann schlummert er ein und träumt — selig, weckentruht.

Es ist etwas Köstliches mit dem Einschlummern. — So langsam und leise fliehen die Gedanken von dem Freunde des Menschen, dem Schläfer, verstreut. Es ist ein stiller Kampf zwischen den Geistern der Ruhe und den übrigen Gedanken: siegt der Schlaf, verlieren wir langsam unser Bewußtsein; siegen die Gedanken, schwirren uns plötzlich die wunderlichsten Einfälle durch den Kopf — noch ein prickelnder Schauer durchrieselt leise den Körper, und still sind wir entschlummert.

Leise steigen weiße Lichtgestalten aus düstiger Bläue hernieder, treten freundlich an uns heran, fassen uns bei der Hand und wandeln mit ihnen in das geheimnisvolle Zauberland der Träumen: zwischen blumenbesäten, sonnenüberfluteten Wiesen wandeln wir auf einem schmalen Raine, ganz, ganz allein!

Die Blumen sind unsere Freunde, sie nützen uns so vertraulich zu; und das muntere Bächlein ist unser lieber Begleiter. Jetzt murmelt es so greisenhaft, dann springt es jugendfrisch über Felsen, die seinen Weg hindern wollen, und dann gluckst es und sprudelt es wieder siegesbewußt — doch schlummert bald ein bleiern und schwerfällig schleicht es dahin, nur von den nachdrängenden Massen jäh vorwärtsgehoeben.

„Mensch! so ist dein Leben! Anfangs überspringst du toll jugendkraftsprudelnd und siegesbewußt die kleinen sich entgegenstellenden Gefahren, und stellen sich keine Hindernisse dem Leben entgegen, kommt der Mensch in das gleichmäßige, geisttörende Einerlei des Alltags, dann erschaffen seine Muskeln und der Mensch wird gleichgültig und lebensmüde. Glücksuchendes Mensch, meide dieses Leben; denn es macht dich stumpf, zu einem abhängigen Herdentier, das maßlos von anderen

bern vortwärts gezerrt werden muß. Glückseliges Menschen-
lein, lerne an dem zum Strome wachsenden Bächlein dein Leben
„leben!“ erklang leise ermahrend eine Stimme neben mir.
— Und weiter, weiter dehnte sich der Weg. Die Sonne stand
schon im Rücken, langsam und stumm wandelten wir auf dem
aufsteigenden Weg dahin. Die blumigen Wiesen blieben
hinter; und in dem Golde der Sonne wiegten sich in den linden
Ästen wogende Ähren müde. Ich wanderte ermüdet und er-
schöpft. „Seltsamer Träumer! schau um dich! du wandelst im
Lande des Goldes, zwischen den Früchten eisernen und zähen
Leibes.“ Und die neben mir Wandelnde pflückte eine Ähre, rieb
sie in der Hand und gab mir die Körner. Ich nahm und aß.
Die süß und erfrischend die einfache Speise! Ich wurde satt,
und gestärkt wanderten wir weiter.

Die Felder schwanden, und im Abendsonnenscheine glänzten
freundlich die roten Dächer eines Dorfes entgegen. Auf der
weiten Dorfsstraße spielten unter der
schattig schattenden Linde am kühlen,
schmelzenden Brunnen Kinder, Knaben
und Mädchen. Sie saßen sich bei den
Bänken, gingen im Kreise und sangen:
„Wir wollen die gold'ne Bräute hahn,
vom Glücksland in den Himmel...“
Die schwerbeladenen Erntewagen
schwankten, von kräftigen Braunen ge-
zogen, ins Dorf herein, und hinter ih-
ren schritten sonnengebräunt Knechte
und Mägde und sangen und sprachen
und schwappten und lachten. „Dies sind
die seelischen Früchte der Arbeit, lerne
im Lande des Glückes dein Leben ver-
leben!“ Unbeachtet gingen wir dahin.
Bald kamen wir an ein kleines, schmüdes
Haus. Anheimelnd und freundlich war
sein Anblick. Durch das niedrige Tor
traten wir ein. Ein altes, gebühtes
Mütterlein kam uns entgegen und be-
grüßte uns so freundlich, als seien wir längst schon ganz gute
Freunde. Wir aßen und tranken. Da hörte ich eine Stimme,
überwacht lauschte ich: „Menschlein, du bist im Lande des
Glückes! Willst du hier wohnen mit dem schaltenden, waltenden
Weib an deiner Seite?“ Die Tür ging auf: im himmlischen
Lichte kam mit ein Mädchen entgegen: rein, edel — unnahbar.
Ich erkannte ich die edle Gestalt: Das Mädchen, das ich immer
gesucht und nie zu finden geglaubt hatte, um derentwillen er
Menschen und all den Vergnügungen entsagt hatte, stand vor
mir: rein, feuch, schamerglühend und reichte mir beide Hände ent-
gegen, die weißen Zähne glänzten, die Wangen mit den lachenden
Falten glühten — in seliger Verzückung trat ich näher, mein
Kopf war wirr, ich wollte sie begehren und — — —

— Nacht, ewige Nacht war um mich; die Bäume rauschten
so seltsame, nie gehörte Melodien. Ich rieb mir die Augen und
erkannte mich: ich war fortgezogen, um das Glück zu suchen in
der Einsamkeit, ich hatte es gefunden; ich bin ein einziges Mal
glücklich gewesen; nur wenige Stunden und nur in diesem seligen
Raume der Einsamkeit.

Ein treuer deutscher feldherr der Republik Venedig.

(Nachdruck verboten.)

Das eindrucksvolle Bombardement der Adriaküste, insbeson-
dere Venedigs durch die österreichische Flotte, lenkt die
Aufmerksamkeit auf den berühmtesten Verteidiger, den Venedig
in der Geschichte befehlen hat. Es ist — welche Ironie des
Schicksals — ein Deutscher, der Reichsgraf Matthias von der
Schulenburg, von dem besonders gerühmt wird, daß er, auf der
Hohe seines Ruhmes stehend, allen Anerbietungen, in fremde
Dienste zu treten, das Wort entgegengesetzte, die Dankbarkeit ver-
pflichte ihn zur Treue. Angesichts des schändlichen italienischen Treu-
bruchs ein doppelt eindrucksvoll wirkendes Beispiel deutscher
Treue und Gegenbild welcher Lüge.

Matthias Johann von der Schulenburg war am 8. August
1661 zu Emden geboren, als ein Glied der jüngeren weißen Linie
der Reichsgrafen von der Schulenburg, aus deren Reihe nicht
nur ein Kriegsheld hervorgegangen ist. So hören wir von einem
Jakob von der Schulenburg, der 1542 im Dienste des Kurfürsten
von Brandenburg sich bei der Erstürmung Ostens auszeichnete.
Unter Friedrich Wilhelm I. treffen wir einen Generalleutnant
Matthias von der Schulenburg, der sich bei Oudenarde und Mal-
plaquet unergängliche Lorbeeren erwarb, und unter Friedrich
dem Großen opferte sich ein Adolph Friedrich von der Schulen-

burg bei Rossbach. Alle aber übertrug das Bild des Kriegs-
helden Matthias Johann von der Schulenburg, dem die Republik
Venedig auf Korfu eine Statue setzte aus weißem Marmor, die
offenbar einem hochbegabten Künstler seinen Ursprung verdankte.
Es wird berichtet, daß sie von dem berühmten Jambuchi ver-
fertigt sei. Die ragende Gestalt des Feldherrn, die Michel Angelo-
schen Geist verrät, steht, den Feldherrnstab in der Rechten, mit
der Linken den wallenden Mantel fassend, lächeln vorgebeugt auf
einem Piedestal, welches mit Trophäen verziert ist. Die Inschrift
lautet in deutscher Übersetzung:

Dem Grafen Matthias von der Schulenburg, dem obersten
Befehlshaber der Landtruppen der christlichen Republik Venedig,
deren Macht durch die Belagerung von Korfu bekräftigt war, dem
tapferen Verteidiger der Insel, hat noch bei Lebzeiten des Helben
der Senat dies Denkmal errichtet am 12. September 1716.

Den Blick auf den Hafen von Korfu gerichtet, so ward von der



Wo ist der Nachpölsfahrer?

Republik Venedig ihr deutscher Held in
Marmor aufgerichtet, und nichts gerin-
geres mochte die Königin der Meere
ihrem Verteidiger als Widmung auf
dieses Monument zu setzen, als die Worte:
„Intacta fulmine lauras!“ (Ein Vor-
beerbaum, vom Blitze nie getroffen.)

Außer diesem Denkmal auf Korfu
befindet sich im Arsenal zu Venedig der
Marmorsarg, welcher die sterblichen
Überreste des Feldmarschalls der Repu-
blik enthält. — Matthias Johann von
der Schulenburg hatte sich anfangs der
Wissenschaft gewidmet und zu Samnur
und Paris studiert. Unter braunschwei-
gischen Fahnen finden wir ihn zuerst in
Ungarn und am Rhein gegen die Fran-
zosen kämpfen; ein günstiges Geschick
bestimmte ihn 1697 zum Gesandten für
die Ryswider Friedensverhandlungen.

Er trat in sardinische, dann in sächsisch-
polnische Dienste und stand 1702 in der Schlacht von Clisso
bereits einem Karl XII. gegenüber. In den Kämpfen mit dem
nordischen Löwen war es besonders der Tag bei Rantz (7. Nov.
1704), welcher sich zu einem Ehrentag für Schulenburg gestaltete.
Er verteidigte sich an demselben so glänzend gegen die schwedische
Übermacht, daß Karl XII. selbst sich für geschlagen erklärte.

Ein inniges Freundschaftsverhältnis verband den General
mit dem Prinzen Eugen. Zu ihm eilte Schulenburg, als ihm
daheim in Sachsen die Verhältnisse zu klein und zu ärgerlich
wurden. Glänzende Lorbeeren errang er als „Freiwilliger“ im
Heere des Prinzen bei Oudenarde, bei Melle, Gent, Tournay,
sowie bei Malplaquet. Dann trat er, mit Gold überhäuft, 1715
in den Dienst der Republik Venedig.

Und hier erwarb er sich als Feldmarschall der Republik im
Sommer 1716 durch die Verteidigung von Korfu gegen den Kapu-
dan Pascha unsterbliche Lorbeeren. Mit 2245 hielt er die Insel
gegen 30000 Mann. Der 19. August, an welchem die Türken
vergebens Sturm liefen, zeigt den Feldherrn auf des Ruhmes
Gipfel. Ganz Europa jauchzte ihm zu. Der Feind floh am
22. August auf seine Schiffe. Nicht die Hälfte jener 30000 sah
die Heimat wieder. Auch der weitere Verlauf des Türken-
kampfes war ein überaus rühmlicher, und glänzende Auszeich-
nungen wurden auf Schulenburgs Haupt gehäuft. Er aber blieb
der Republik allezeit dankbar und setzte, wie schon erwähnt, allen
Anerbietungen, in fremde Dienste zu treten, das Wort entgegen,
die Dankbarkeit verpflichte zur Treue.

In hohen Ehren und in hohem Alter ist Matthias Johann,
Reichsgraf von der Schulenburg, in der Nacht vom 13. zum 14.
März zu Venedig gestorben. Es ward ihm zu Verona ein Beichen-
begängnis veranstaltet, welches in einer besonderen Druckschrift
seiner Zeit beschrieben ist. Niemals ist von dem Rat der Republik
einem Fremden ähnliche Ehre erwiesen worden. Und dieser
Fremde war ein Deutscher, dessen höchster Ruhm die Treue war.
Wie schampvoll muß es für Venedig sein, heute dieses Helben zu
gedenken und jenes Denkmals deutscher Treue, dem es Ruhm
und Leben verdankt!

Hektor Jochen.

Unsere Bilder

Die planvolle Beschädigung der Kathedrale von Ostende durch eng-
lische Schiffsgeschütze. Mit der ihnen eigenen Unversorgtheit wagen es
die Engländer, die am 2. September erfolgte Beschädigung der Kathedrale
von Ostende durch englische Schiffsgeschütze antlich abzuleugnen, obwohl
es unbestreitbar ist, daß ihre Monitore unter Feuerleitung englischer Flieger

das mit belgischen Einwohnern gefüllte Gotteshaus während des Gottesdienstes planvoll mit 38-er-Schiffsgranaten beschossen haben. Die beiden ersten Granaten schlugen nahe bei der Kirche ein, während eine dritte nach Schußkorrektur durch die Flieger das südliche Querschiff zertürmte; das südliche Seitenportal wurde vollständig auf die Straße geworfen, ein Teil der Außenpfeiler geknickt und die schweren Quader aus dem Verbande gedrückt, so daß die Südseite der Kathedrale inzwischen wegen Einsturzgefahr mit Notmauern gestützt werden mußte. Der Granattreffer hatte zur Folge, daß eine Anzahl Andächtiger sich in dem Gotteshaus stehend und verstimmt in ihrem Blute wand, während die hilflosen Überlebenden von einer Panik erfaßt wurden. Die photographischen Aufnahmen dieser englischen Schandtat bilden die treffendste Widerlegung des amtlichen englischen Ablehnungsversuchs. Die obersiehende Abbildung zeigt den gewaltigen Sprengtrichter einer englischen Schiffsgranate, durch deren Splitter unmittelbar vor dem Haupteingang eine Anzahl der aus der Kirche flüchtenden Frauen und Mädchen getötet und verwundet wurde.

Professor Dr. August v. Griesch, hervorragender Anatom, starb in Tübingen im Alter von 68 Jahren. Weit bekannt wurde er durch seine Forschungen über den Schädel Schillers in der Fürstengruft zu Weimar. Er wurde 1849 in Weimar geboren, studierte in Göttingen, Tübingen und Leipzig und wurde 1895 ordentlicher Professor für Anatomie in Tübingen und zugleich Direktor des Anatomischen Instituts. Von seinen Werken sind besonders die „Anatomie für Künstler“ und die „Entwicklungsgeschichte des Auges der Wirbeltiere“ hervorzuheben.

In die Welt hinaus. Wie ungleich ist oft im Leben Licht und Schatten, Glück und Unglück verteilt. Vor einigen Jahren, als sie noch Erzieherin in einem altadeligen Hause war, heiratete sie einen jungen, talentvollen Schriftsteller. Die Sonne des Glücks schien dem jungen Paar zu leuchten, besonders als ein allerliebster Blondkopf sich zwischen die Herzen der Liebenden drängte. Die Theaterstücke, die ihr Gatte schrieb, gefielen, und mit Stolz blickte die junge Frau zu ihm empor, dem sie alles war. — Doch nur zu bald sollte ihr Glück ein Ende nehmen. Eine bössartige Krankheit raubte ihr den Gatten, das war der erste schwere Schicksalsschlag, der dieses junge Frauenherz traf. Sie glaubte diesen Schmerz nicht verwunden zu können, doch mußte sie hart sein, hatte sie doch für ihr Kind zu sorgen. — Bald trafen sie noch andere bittere Enttäuschungen, bis sie sich entschloß, die Stadt, in welcher sie ein kurzes, aber glückliches Leben geträumt hat, zu verlassen. Da sie ohne Vermögen war, entschloß sie sich, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame in der Provinz anzunehmen. Lange währt die Fahrt und sinnend blickt die junge Witwe, an deren Seite ihr Liebhaber schlummert, hinaus in die Ferne. Tausend Fragen beschäftigen sie, und bange schlägt ihr Herz. Wie wird sich für sie und ihr Kind die Zukunft gestalten? Wird sie noch sonnige Tage sehen? Werden für sie noch Stunden des Glückes kommen? Die hellen und die dunklen Lese des Schicksals liegen ja so nah beieinander; wollte Gott, die Zeiten der Prüfung hätten für die schwergeprüfte Frau ein Ende. St.



Bedeutendes Zeichen.
Lehrer, im Doctordienst: „Schmidt's, Bäckerei!“
Bäckerei: „O mei, Herr Lehrer, mein Magen ist das lang nimmer, früher hab' i wohl Krudel, zwei Pfund G'leichen mit ara Schüssel voll Kraut auf oan Sitz gessen, jetzt muß i scho fünf Maß Bier dazu trinken!“

die Summe von 60000 M. ausbezahlt. Ein böhmischer Maler namens Mucha hat sich für seine Augen auf eine Versicherungssumme von 200000 M. eingelassen. Ebenso hoch hat die große italienische Sängerin Cavallotti ihren Kehlkopf versichert und der Klaviervirtuose Rubelitz seine Finger. Dem Klaviervirtuosen Paderewski sind seine vielbewunderten Hände von so unermeßlichem Werte, daß er jährlich 20000 M. Prämien zahlt, um sich eine unermeßlich hohe Jahresrente zu sichern, sollten ihm diese Zauberhände auf irgendeiner Weise zu Schaden kommen oder er sie infolge von Nervenüberreizung noch länger beherrschen können; was ja so vielen Künstlern begegnet. Diese von Künstlerversicherungen ist jedenfalls eine hochmoderne Ausgestaltung des vielverzweigten Versicherungswesens unserer Tage. C. D.

Gemeinnütziges

Um den Kornwurm bei Getreide festzustellen, erwärme man in einem Gefäße das Getreide am Ofen. Die Würmer kommen an die Oberfläche und sind mit bloßem Auge sichtbar. **Champignons** werden geerntet, wenn der Hut noch nicht aufgeplatzt ist. Ein leichter Ring muß indessen schon bemerkbar sein.

Quitten lieben guten, kräftigen, warmen Boden. Auch der Standort muß frei von Zugluft sein, wenn die Quitten ihre volle Fruchtbarkeit erreichen sollen. Einen regelmäßigen Schnitt vertragen Quitten nicht.

Felzwert leidet sehr unter der Einwirkung von Regen, Schnee und Staub. Besonders Felztragen und Muffe zeigen häufig ein raues Aussehen, manche Stellen sehen zottig und verklebt an. Man macht sie wieder glatt, indem man sie mit einem ganz sauberen Kamm erwärmt und dann gegen den Strich lämmt. Dadurch wird das Fell entwirrt, und selbst sehr zerzaute Stellen, die durch Käse und Staub schon sehr grau geworden waren, werden wieder sauber und glatt. Das Felzwert darf nur in trockenem Zustand geläutert werden.

Das Faulen der Früchte auf dem Baume ist eine schlechte Eigenschaft einzelner Apfelsorten, z. B. Alexander, Gelbini. Man darf solche Sorten nicht in feuchten Niederungsböden pflanzen.

Zur Neupflanzung von Maibäumen ist Land, das öfters Maibäume trug, ungeeignet, der Boden kraftlos, mauerwende Gemüseland.

Auflösung der Zerlegungsaufgabe.

SCHEFFEL

Logogriph.

Mit einem u sieht es ins Feld.
Mit a zählt es zu Federletten.
Wird aber a ihm eingehellt.
Dann hat's sich in die Höhe gehöhrt.
Julius Wolf.

Anagramm.

In einen Räubernamen
Hilf einen Räubernamen dran;
Ein Zeichen noch und all's zusammen
Ist ein Spartenheld jodant.
Hans v. d. Marz.

Schachzünge:

Nr. 127. 1) K e7—f8 usw.
Nr. 128.

- | | |
|----------------------|------------------------|
| 1) Le2—d1 d5×e4. | 2) d2—d3! e7×d3. |
| 1) | 2) Da×c3. |
| 1) d5×e4. | 2) Se3×b6±. |
| 1) Kf5×e4. | 2) Le4×f7 beliebig. |
| 1) b6—b5. | 2) Lf7—e6, e6±. |
| 1) f7—f6. | 2) Sf4×d5! Kf4—d5. |
| 1) | 2) Sd3—e7±. |
| 1) | 2) Le4×d5 beliebig. |
| 1) | 2) Dh4—g5 f6±. |
| 1) | 2) d2—d3 d5×e4. |
| 1) | 2) Le4—e6±. |
| 1) | 2) d5×e4. |
| 1) | 2) beliebig. |
| 1) | 2) Dh4×f5±. |

Andere Variationen ähnlich.

Nichtige Lösungen:

Nr. 175 u. 176. Von Wehmann R. Schulte in Belling. E. Lindwehm. R. Winkler in Belling. Nr. 178. Lehrer Schulte in Belling. Nr. 179. Von demselben. Nr. 180. Von demselben. Nr. 181. Von demselben. Nr. 182. Von demselben. Nr. 183. Von demselben.

Problem Nr. 189.

Von E. Semerád.

1. Preis im Ziergartenturnier bei „Pravo lidu“.



Weiß steht in 2 Zügen matt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: 3—10—10. Des Anagramms: Saat, Salat. — Des Logogriphs: Bäckerei.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Verpönte Bücher und Dokumente. Daß Menschen buchstäblich Bücher und andere Schriftstücke verpönten, ist mehrfach in der Geschichte vorgekommen. So zwang unter anderen Barnabo Visconti zwei Gelehrte, die ihm eine Kriegsanfrage überbrachten, dies Pergamentstück samt seinem Bleisiegel und den seidenen Schnüren, an denen letzteres hing, aufzufressen. In Norwegen hatte ein Schriftsteller ein politisches Buch verfaßt, welches dem König Olaf und seinen Nachfolgern so sehr mißfiel, daß sie ihn zwangen, es in Bouillon gelocht zu verpönten, widrigenfalls er enthauptet werden sollte. So gut ging es dem Dichter Volmar nicht, der eine Satire gegen Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar geschrieben hatte. Aufessen mußte er sie auch, aber ungelocht. Das war jedoch immer noch eine sehr milde Behandlung im Vergleich mit dem, was dem hochangesehenen Juristen Philipp Oldenburger widerfuhr. Dieser hatte ein seiner Regierung mißliebiges Pamphlet geschrieben und wurde dazu verurteilt, es aufzufressen, zugleich aber so lange ausgepeitscht zu werden, bis er den letzten Bissen davon verschluckt hatte. C. D.

Künstlerversicherungen. Bei den gewöhnlichen Sterblichen hört und spricht man von Lebensversicherung, von Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, von Kassen, in die man sich einläßt, um im Alter oder bei eintretender Invalidität gesichert zu sein, von Aussteuer- und Einjährig-Freiwilligen-Kassen usw. usw. Künstler haben eine andere Art von Versicherung erfunden, durch die sie sich vor Mangel und Elend schützen, falls etwa die Götter, die ihnen zur Ausübung ihrer Kunst dienen, irgendwie verstoßen oder leistungsunfähig werden: sie versichern ihre Hände, ihre Füße, ihre Augen, ihren Kehlkopf. Sollte z. B. die berühmte spanische Tänzerin, La belle Otero, das Unglück haben, die geschickten Beine, die mit ihrem lebhaften Wirbeln allabendlich eine tausendköpfige Volkmenge entzücken, in Ausübung ihres Berufs oder sonstwie zu beschädigen, sei es auch nur zu vorübergehender Unbrauchbarkeit, so erhält sie von einer Versicherungs-gesellschaft